

Hrsg. Ullrich Junker

Die Glasgewinnung im Riesengebirge

Von Studienrat E. Worbs

**© im April 2010
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg**

Die Heimat

Nr. 44 . 1933 Beilage des „Neuen Görlitzer Anzeigers“
1. November

Aus dem Boden der Heimat

Von Studienrat E. Worbs

Vom Glas

Einheimisches Glas tritt zuerst Anfang des 14. Jahrhunderts als Marktware auf. Es war grünlich, stark verunreinigt und wenig durchsichtig, und vermochte wegen dieser schlechten Eigenschaften das wertvolle venezianische Glas nur sehr schwer zu verdrängen. Lange Zeit noch wurden durchsichtige Scheiben und Trinkgläser für die Vornehmen aus Venedig bezogen. Eine Niederlage für venezianisches Glas bestand in Görlitz, und die Krämer in Bunzlau verkauften noch im 17. Jahrhundert venezianische Gläser. Man darf nicht denken, dass mit dem Auftreten einheimischen Glases als Marktware seine Verwendung allgemein geworden wäre. Wenn auch z.B. in den Görlitzer Ratsrechnungen schon 1377 von einem „glasfenster uf daz rothus“ die Rede ist, so war die Verwendung von Glasfenstern in Privathäusern damals noch ganz gering, und noch 1569 waren beim Einzug des Königs Matthias in Breslau die Fenster der königlichen Burg mit Fenstern aus Pergament versehen.

Die älteste Urkunde über eine Glashütte in unserer engeren Heimat stammt aus dem Jahre 1366. In diesem Jahre verkaufte Sydil Molsteyn dem Glaser Kunze dem Alten die „Glasehutte in dem Schribirshau“. Der Nachlass in der Verkaufsurkunde „Als sie von aldirts gelein hat“ lässt vermuten, dass hier bereits ein Menschenalter vorher eine Glashütte gestanden hat. In Thü-

ringen, von wo neben andern westdeutschen Gauen im 13. Jahrhundert Siedler nach Schlesien fluteten, wird bereits 1213 eine Glashütte urkundlich genannt. Da ist es denn wahrscheinlich, dass die ersten Glasmacher des Zackentals aus Thüringen eingewandert sind, zumal gerade Ende des 13. Jahrhunderts (1275 und 1285) Venedig Ausfuhrverbote für Sand, Alaun und Glasflüsse erließ, die deutsche Glasherstellung also eigne Rohstoffgebiete aufsuchen musste, die die Thüringer Glasmacher im schlesischen Gebirge suchten und fanden. Was war es nämlich, was sie vor allem brauchten? Holz zur Feuerung und zur Bereitung der Pottasche sowie reinen Quarz.

1366
Aug. 7
Sydil Molsteyn hat verkoufft Alden Cunczen Glaser die Glasehutte in dem Schribirshau mit allim rechte, alz er sy selbir gehabt hat, vnd dy do lyt in dem wichbilde zu Hirschberg, im synen erbin vnd nachkommen. Do hat der herczoge synen willen zu gegeben. Gegeben zu Strittsuorwerk am vritage vor sente Lorenzen Tak. Noch goti gebort M CCC LXVI. Dez sint geczuk (folgen Zeigen)

Sydil Molsteyn hat verkoufft Alden Cunczen Glaser die Glasehutte in dem Schribirshau mit allim rechte, alz er sy selbir gehabt hat, vnd dy do lyt in dem wichbilde zu Hirschberg, im synen erbin vnd nachkommen. Do hat der herczoge synen willen zu gegeben. Gegeben zu Strittsuorwerk am vritage vor sente Lorenzen Tak. Noch goti gebort M CCC LXVI. Dez sint geczuk (folgen Zeigen)

Nun, an Wäldern war in dem Waldgebirge kein Mangel, und Quarz von großer Reinheit fand sich am Nordabhang des Hohen Jserkammes, am Weißen Flins. Zu ihm führen Zugänge von all den Stellen, an denen man Überreste alter Glashüttengefunden hat. Durchaus möglich ist, dass ein Zusammenhang zwischen vielen dieser Stellen bestanden hat, derart, dass eine Glashütte von einer zur andern gewandert ist; dass eine Glashütte von einer zur andern gewandert ist; denn Wanderhütten waren diese ältesten Glashütten sicherlich. Außerordentlich groß war ja ihr Holzverbrauch für Feuerung und Pottaschebe-

reitung. Besonders die faulen Stöcke von Laub- und Tannenholz wurden zu dieser genommen. Zwischen Steinen häufte man Reisig, und auf diesen die faulen Knüppel. War einer abgebrannt, so kam ein anderer an seine Stelle. Mehrere Tage brannte das Feuer. Dann wurde die zusammengebackene Asche ausgelaugt. Bald war der Wald um die Hütte kahlgeschlagen. Aus weiterer Entfernung Holz an die Hütte heranzuschaffen lohnte nicht die Transportkosten. So brach man einfach die Hütte ab und baute sie irgendwo im holzreichen Dickicht von neuem auf, nachdem man die Genehmigung der Grundherrschaft eingeholt hatte. Die Hütten, in denen sich die Glasarbeiter angesiedelt hatten, blieben freilich stehen, und so ward die immer weiterwandernde Glashütte der Anlass zur Entstehung und immer weiterer Ausbreitung menschlicher Siedlungen in der Gebirgswildnis. Dass Schreiberhau heute eine weite besiedelte Insel inmitten dunkler Waldungen ist, verdankt es der Holzgier der einst auf seinem Raume wandernden Glashütte, an die der Flurname Hüttstadt sicher noch eine Erinnerung ist. Nicht schwer war es, diese alten Wanderhütten abzureißen und an günstigerer Stelle wieder aufzubauen, bestanden sie doch nur aus einem von Stangen getragenen Schutzdach über den Arbeitsstellen der Glasmacher. Ein anschauliches Bild von dem Treiben in solch einer Hütte gibt uns ein Bild aus dem Bergwerksbuch Agricolas. Unter der Mitte des Schutzdaches steht der einem Bienenkorb gleichende Glasofen, aus dem die Glasmacher die flüssige Glasmasse durch kleine Fenster entnehmen, um ihr durch Blasen und Schwenken und mittels eiserner Formen die gewünschte Gestalt zu geben. Im Hintergrunde sieht man die von der Glut des Ofens erhitzten Männer sich an kühlem Trunke erfrischen, und indes im Vordergrund ein Arbeiter eine Kiste mit fertigen Glassachen voll packt, trägt ein Huckenträger draußen das Glas der Hütte in die Weite. Der Ofen war durch zwei Böden in drei Kammern getrennt, die Heiz-, die Schmelz- und die Kühlkammer.



In einer alten Glashütte
Aus Agricola: „*De re metallica* (1556)

Das Feuer der untersten, der Heizkammer, hatten die Schürbuben Tag und Nacht mit möglichst dürrer Holz zu schüren; denn war das Holz grün, so erzeugte es einen beißenden Rauch, der das Glas schwärzlich macht. Durch eine runde Öffnung schlug die Flamme in die mittlere Kammer, hier die Glashäfen umspülend und die in ihnen geborgene Glasmasse aus zerpochtem Quarz, Pottasche und verschiedenen Zuschlägen zu Schmelzen bringend. Die oberste Kammer nahm die fertigen Glaswaren in tönernen Kühltöpfen auf, damit das Glas sich hier

in dem mäßig warmen Raum an die kühle Außentemperatur gewöhne. Da nur ein Ofen in der Hütte stand, so war für das Schmelzen der Glasmasse nur die Nacht zur Verfügung, während der die Schürbuden das Feuer unterhalten mussten. Am Morgen wurde die Galle abgeschöpft und mit der Ausarbeitung des Glasflusses begonnen, die bis zum Abend dauerte. Dann ward für die Nacht das rohe Gemenge in die Häfen getan. Die wenigen Nachtstunden genügten natürlich nicht, ein reines Glas zu erschmelzen, und so ist das Erzeugnis der ältesten Wanderhütten meist ein unreines, nur wenig durchsichtiges

„Waldglas“. Hier und da mögen Walen, die das Gebirge nach Schätzen durchforschten und sicher Beziehungen zur Glasindustrie Venedigs hatten, aus ihren Erfahrungen Anlass zur Herstellung wertvolleren Glases gegeben haben (im Kapitel über den Kobalt war bereits einmal davon die Rede)¹⁾; aber Ge-



*Hanß Preußler, Glasmeister
in der Weißbach, Gedenkstein an der alten Zollstraße
* 1596 in Witkowitz /Böhmen, † 1668 in Schreiberhau*

naues ist darüber nicht bekannt. Erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts tritt die Glasbestellung im Riesengebirge mit dem Namen der Glasmacherfamilie der Preußler in das klare Licht der Geschichte.

Die Preußler waren ein angesehenes, aus Böhmen stammendes Glasma-

chergeschlecht, dessen Chronik heute im Riesengebirgsmuseum zu Hirschberg aufbewahrt wird. Eine Erinnerung an sie birgt außer mancher noch zu erwähnenden des Riesengebirgsmuseums auch die zu Meffersdorf, eine Grenzkirche, in der in den Zeiten der Religionsbedrückung der Protestanten auch die protestantisch gewordenen Preußler Taufen und Trauungen

¹⁾ Man hat nämlich in dem von Querbach nur etwa 15 Kilometer entfernten Quirltal vor einiger Zeit Überreste einer sehr alten Glashütte gefunden und unter ihnen Scherben blauen Glases. Was liegt näher als die Vermutung, dass die als Venediger in der Glasveredelung erfahrenen Walen, nachdem sie das Kobalterz bei Querbach entdeckt hatten, den Glashüttenleuten im Quirltal, die noch auf sehr primitive Weise arbeiteten, mitteilten, wie man mit dem Kobaltoxyd das Glas schön blau färben könne. Aber auch an anderen Stellen wurde schon in alter Zeit Kobalt abgebaut. So berichtet der Liegnitzer Georg Anton Volkmann in seinem Werk „Silesia Subterra“ (1720) von Fundstätten im Riesengrund (die übrigens auch schon Schwenkfeld erwähnt), zu Kupferberg und Schmottseifen, und er spricht von der blauen Farbe, die aus den Kobalterzen bereitet wird und die die Maler zu ihren Farben und die Wäscherinnen zum Bläuen ihrer Wäsche gebrauchen.

vornehmen ließen. In ihr hängt ein Glaskronleuchter, dessen Gravierung verrät, dass ihn der Glasmeister Johann Christoph Preußler gestiftet hat. 1617 also wanderte der Glasmeister Wolfgang Preußler²⁾ aus Böhmen in Schlesien ein und erbauter in Schreiberhau die „Hütte an der Weißbach“, von der noch eine Turmspille mit Knopf und Wetterfahne im Riesengebirgsmuseum erhalten ist. Die Erlaubnis zu diesem Bau erwarb zu diesem Bau erwarb er gegen Erbzinsen von dem Grundherren Hans Ulrich von Schaffgotsch, den später ein so unglückliches Schicksal ereilte, weil er den Pilsener Revers für Wallenstein unterzeichnete.



Ältestes Glas aus der Preußlerhütte (1626)

Während im Westen Deutschlands der Betrieb von Glashütten in der ältesten Zeit ein genossenschaftlicher war, ist also in unserer engeren Heimat immer die Einzelpersönlichkeit der treibende Faktor der Entwicklung. So lehrte uns schon jener Kaufbrief der Molsteyn und Kunze, das bestätigt jetzt der Name Preußler mit dem die Glasherstellung im Riesengebirge durch viele Geschlechter hindurch verbunden bleibt. Wie angesehen die Preußlersche Glasmacherfamilie war, das zeigt ein Gnadenbrief, den der Sohn des Gründers der Hütte an der Weißbach, Hans Preußler, vom Kaiser Ferdinand III. im Jahr 1644 erhielt und nach dem ihm eigenes erbliches Mahl- und Braurecht für seine Häusler und Glasarbeiter zugesprochen wird. Dieser Preußler hat auch eine Glocke gestiftet, die jetzt im Riesengebirgsmuseum aufbewahrt, die Inschrift trägt: „Hans Preußler Glashüttenmeister im Jahre 1655“. 1702 erbaute sein Sohn Johann Christoph Preußler eine zweite Hütte

²⁾ Worbs gibt fälschlich den Namen mit Christoph Benjamin Preußler an: diese ist der Ur-urur-ur-Enkel vom Glashüttengründer Wolfgang Preußler. Wolfgang Preußler betrieb zuvor die Glashütte in Witkowitz im Riesengebirge.

am Zacken unterm Weiberberge, die abwechselnd mit der älteren Hütte etwa 50 Jahre in Betrieb gewesen ist.

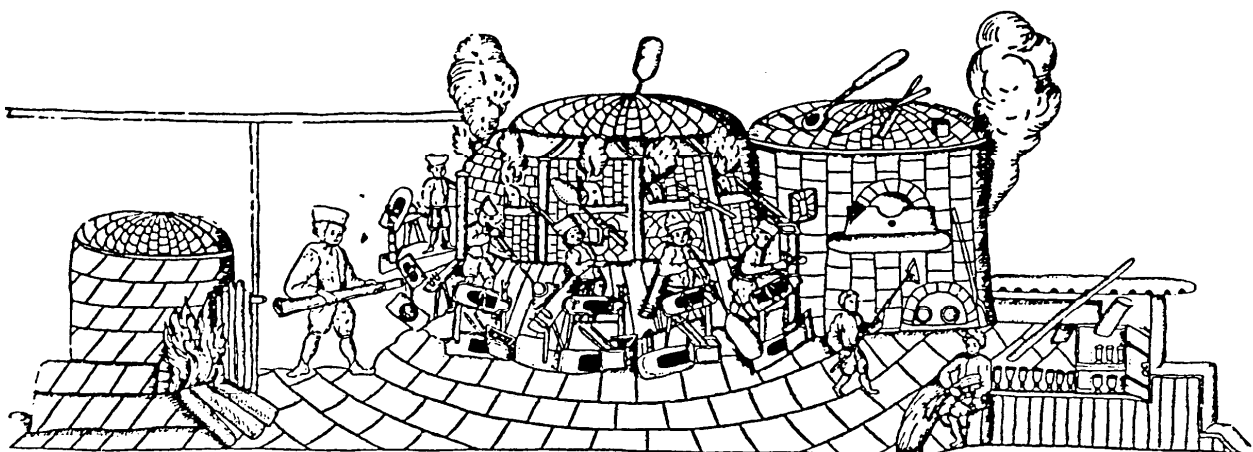
IM JAHR 1655 O HANS PREVSLER GLASHÜTTENMEISTER

Eine denkwürdige Erinnerung an seinen gleichnamigen Sohn ist aus dem Jahre 1727 stammender, aus leicht grünlichem Glase gefertigter Humpen. Er ist zugleich ein treffliches Beispiel für die Einführung des Glasschliffs (in Schlesien um 1680) neben dem Gravieren mit dem Diamanten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allein geübte Art der Glasdekoration, die Emailmalerei, bei der im Gegensatz zur kalten Malerei, bei der die Farbe einfach aufgemalt wurde und deshalb wenig haltbar war, ein mit einer färbenden Metallverbindung vermengtes Glasgemisch mit dem Pinsel auf das zu schmückende Glas aufgetragen und dann eingebrannt wurde. Im oberen Bildteil enthält der Humpen die Veranschaulichung der Szene eines Meisterfreispruches. An langer Tafel sitzen die Zunftgenossen in ihren Festgewändern, nach einem darunter angebrachten Verzeichnis damals lebende Mitglieder der Familie Preußler und vermutlich Arbeiter der Preußlerschen Hütte darstellend. Trompeten und Pauken begleiten den Ruf: „Vivat die kunstreiche Gesellschaft der Glasmacher!“ Ein besonderes Interesse erhält der bunte Humpen aber dadurch, dass in seinem unteren Bildteil der Betrieb in einer Glashütte der damaligen Zeit dargestellt ist, die doch sicher die Schreiberhauer Hütte ist; denn in dem Obermeister der Zunftgenossen ist Johann Christoph Preußler, ihr damaliger Besitzer, dargestellt.

Gegenüber den ersten Wanderhütten zeigt die Hütte ein vornehmeres Ansehen dadurch dass der Boden, auf dem die Öfen stehen, mit Steinplatten belegt ist. Auch vollziehen sich nicht mehr alle Arbeitsprozesse, wie in den ältesten Hütten, in einem Ofen. Vom Glasschmelzofen getrennt; ist ein mit Holzscheiten geheizter Röstofen, in dem das für den Schmelzofen bestimmte Holz so lange der Hitze ausgesetzt wird, bis alle Feuchtigkeit entwichen ist und infolgedessen beim Glasschmel-

zen kein schädlicher Qualm erzeugt werden kann. Der Schürer ist eben dabei, ein neues Stück Holz vom Röstofen dem Schmelzofen zuzutragen, der durch den Schürkanal in zwei Hälften mit je 4 Arbeitsplätzen gegliedert wird. Hier ist alles in voller Arbeit. Aus den einzelnen Arbeitslöchern, deren Vorsatzstücke beiseitegeschoben sind, schlägt helle Flamme, und in ihrem Scheine, vor der Glut des benachbarten Arbeitsloches durch eine Schutzwand beschirmt, hantieren drei der sichtbaren Glasbläser mit der Glasbläserpfeife, durch Blasen und Schwenken der aus dem Hafen entnommenen zähflüssigen Glasmasse die gewünschte Form gebend, während der vierte damit beschäftigt ist, durch Abschlagen der Reste eines eben beendeten Stückes die in dem Pfahleisen vor seinem Platz ruhende Pfeife zu neuer Arbeit zu reinigen. Das fertige Stück trägt ein Junge auf seiner langen Gabel eben dem Kühlofen zu, der im Gegensatz zu dem Röstofen in unmittelbarer Verbindung mit dem ihn wärmenden Schmelzofen steht. Abseits ist noch ein Arbeiter zu sehen, der die bereitgestellten Gläser in Stroh verpackt.

Alle beim Glasmachen irgendwie gebrauchten Dinge sind auf den einzelnen Arbeitsstellen abgebildet. Da ist der Obertrog mit Wasser zum Kühlen der Hände und der Instrumente oder zum Abschrecken des Glases; der Untertrog in dem den herzustellenden Gegenständen entsprechende Pfeifen bereitstehen und in den der Glasmacher die beim Loslösen des Glases von der Pfeife übrigen Glasbrocken fallen lässt, das Zwackeisen, das



aus dem zähen Glase Verunreinigungen holt und beim Anlegen eines Henkels durch geschicktes Fassen und Biegen des zuerst geradlinig angesetzten Glasstreifens eine wichtige Rolle spielt, und endlich die Glasschere, mit der die Glaskugel aufgeschnitten wird, wenn es gilt z.B. einen Glaskrug zu formen. Während die genannten Instrumente auch heute noch allgemein bekannt sind, ist der sogenannte Sattel, ein gewölbtes Brettchen, das zwei der Arbeiter am Oberschenkel angeschnallt haben und das gebraucht wird, wenn die zähe Glasmasse durch Rollen der Pfeife geformt werden soll, fast ganz aus dem Gebrauch verschwunden. Sollte dieses Rollen ausgeführt werden so wird sich der Arbeiter auf die Bank niedergelassen haben, die sich auf dem Bilde zwischen je zwei Arbeitsstellen befindet. Zur Vervollständigung des Hütteninventars hat der Maler auf die Kappe des Kühllofens noch Schöpflöffel und Kellen gezeichnet, die zum Entleeren der Glasreste aus dem Hafen und zum Einschütten neu zu schmelzender Glasmasse dienen.

Seltsam erscheint die festliche Kopfbedeckung der Glasbläser und des Schürers. Wahrscheinlich soll damit eine Beziehung dieser Glasarbeiter zur Festlichkeit des Meisterfreispruchs angedeutet werden. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sollen kunstreiche Glas-macher bei einem Meisterfreispruch in ihrer Zunfttracht zugegen gewesen sein, wodurch die Annahme, dass die im oberen Bildteil nicht zur Familie Preußler ge-



Siegel der Hoffnungsthaler Glasfabrique

hörenden Mitglieder der festlichen Tafelrunde Arbeiter der Hütte gewesen sind, an Wahrscheinlichkeit gewinnt und die Darstellung des Humpens zu einem schönen Symbol alter inniger Verbundenheit zwischen Hüttenherr und Hüttenarbeiter wird.

Zur Zeit, da die Witwe Johanna Catharina Preußler die Schreiberhauer Hütten besaß, war der Wald in der Umgebung weithin so verwüstet, dass im Jahre 1752 die Schaffgotsch'sche Verwaltung die Verlegung des Hüttenbetriebes in eine walddreichere Gegend verlangte. Gegen das Sträuben der Hüttenbesitzerin wurde ihr das in der Nähe der österreichischen Grenze bei Karlstal gelegene Babelsbruch zugewiesen. Die Lage der neuen Karlstaler Hütte barg mannigfache Nachteile in sich. Da die Hütte in einsamer Wildnis lag, so mussten alle Lebensmittel und alle zur Glasbereitung erforderliche Dinge auf dem drei Stunden langen, sehr schlechten Wegen von Schreiberhau durch Huckenträger herangeschafft werden. Dies sowie die schlechte Verbindung mit den Schreiberhauer Glashändlern und Glasveredlern verteuerte natürlich den Betrieb erheblich, zumal überdies noch beim Transport auf dem schlechten Wege viel Glas zu Scherben ging. Im Sommer war das sumpfige Terrain im Babelsbruch unpassierbar. Infolgedessen konnte das Brennholz für den Glasofen nur im Winter auf dem dann gefrorenen Boden zur Hütte geschafft werden.

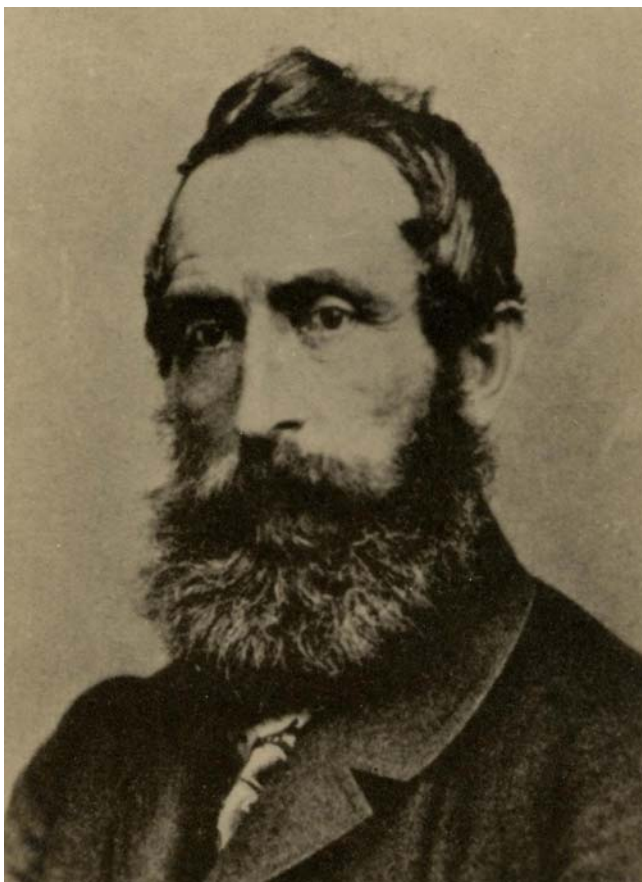
Zollpolitische Maßnahmen nach den Schlesischen Kriegen kamen dazu, die Zeit für die Preußlersche Hütte zu einer äußerst schweren zu machen. Während vor dem Kriege die zum großen Teil aus Böhmen bezogene Pottasche je Zentner 7 bis 8 Gulden kostete, betrug der entsprechende Preis infolge des hohen Einfuhrzolles jetzt 16 Gulden, und ebenso wurden andere Rohstoffe durch die Einfuhrzölle verteuert. Wenn auch Friedrich der Große andererseits die böhmische Glaseinfuhr völlig abzusperren suchte, so wurde doch das viel billigere böhmische Glas in großen Massen heimlich über die Grenze gebracht, zum Schaden der schlesischen Produktion. Hatten die Laboranten

aus den Schreiberhauer Hütten einst jährlich für mehr als 1000 Taler Doktorglas gekauft, so blieben die Bestellungen jetzt fast ganz aus. Der Betrieb in der Karlstaler Hütte, in der nach einem Bericht aus dem Jahre 1763 feines weißes und Farbenglas hergestellt wurde, Kronleuchter und Elektrisiermaschinen, Retorten und Apothekergläser, ist uns anschaulich geschildert. In der Mitte des Hinterraumes, für zehn Arbeiter bestimmt, stand hier der Schmelzofen, an der Seite der Kühlöfen und ein dritter Ofen, in dem das Holz gedörft wurde. Neben den 10 Glasmachern waren in der Hütte 3 Schürer und 8 Jungen beschäftigt, die neben andern Handreichungen vor allem das Glas in den Kühlöfen zu tragen hatten. Fünfzehn Holzhacker und zwei Packer vervollständigen die Arbeiterschaft der Hütte, deren Brennzeit 24 Wochen im Jahre betrug.

In Gemeinschaft mit dem Schreiberhauer Glashändler Matterne legte der Sohn Johanna Catharina Preußler, welcher der Betrieb der Karlstaler Hütte so viele Sorgen gebracht hatte, neben dieser eine neue in Hoffnungsthal an, die allerlei Neuigkeiten aus Glas bestellte: Knöpfe, Ohr- und Fingerringe, Perle und Vorstecknadeln. Sein Nachfolger Christian Benjamin Preußler erlitt durch den Brand beider Hütten schwere Verluste. Die Konkurrenz des billigeren böhmischen Glases belastete den Betrieb noch immer schwer. Preußler verlangte deshalb Hilfsmaßnahmen von der Regierung, nämlich die Erhöhung der Einfuhrzölle für edles böhmisches Glas und die Einstellung einer größeren Zahl von Grenzjägern gegen den Glasschmuggel. Außerdem bat er um Schutz vor der Streiklust der Arbeiter, die immer dann zu streiken begannen, wenn der Ofen im besten Gange war. 1840 trat Christian Benjamin Preußler die nach dem Brande von ihm wieder aufgebaute Karlstaler Hütte an seinen Schwiegersohn Franz Pohl ab, der aus einer angesehenen böhmischen Glasmacherfamilie stammte. Ein Jahr später kam Pohl einem Auftrag des Grafen Schaffgotsch nach, auf dessen Gebiet eine neue Glashütte, die Josephinenhütte, zu erbauen, die er vereint mit der Karlstaler auf gräfliche Rechnung führte. Vom

Tage der Einweihung der Josephinenhütte, dem 17. Oktober 1842, ist im Hirschberger Museum eine Trinkflasche erhalten. Die unter Friedrich dem Großen oft dem Erliegen nahegewesene Glasindustrie des Gebirges kam durch Pohl zu neuer Blüte. Unter andern Meisterschöpfungen gelang es ihm nach eifrigen Studien und Versuchen, die verlorengegangene Herstellungsart kunstreicher mittelalterlicher venezianischer Gläser wiederzuentdecken und nicht zum mindesten dadurch den Weltruf der Josephinenhütte zu begründen.

Was die Güte des Glases anbelangt, so war schon im 17. Jahrhundert eine wesentliche Besserung gegenüber dem ur-



Der Standesbedante.


Unterschrift:
 Franz Pohl

sprünglichen grünlichen, unreinen und wenig durchsichtigen Waldglase festzustellen. Während noch aus dem 16. Jahrhundert nur Gläser aus gewöhnlichem grünlichen Glase erhalten sind, ist das Glas des 17. Jahrhunderts bereits zum teil fein und weiß und besser als das böhmische. In seiner Reisebeschreibung erzählt der böhmische Glashändler Georg Franz Kreybrich, er habe 1686 in den „Hünderhütten auf dem Schreiberhau“ für seine zweite Reise in die russische Ostseeprovinz „gutes Glas“ geladen, und er fügt hinzu, „zur selben Zeit ward bei uns noch kein gutes Glas gemacht“.

Kalk, der eine wesentliche Verbesserung des Glases ermöglichte, gab er ihm doch höheren Glanz, war zum erstenmal um 1680 in die Glasmasse eingeführt worden. Außer ihm brauchte die Preußlersche Hütte neben Pottasche und Quarzsand noch Salpeter, Arsenik und Braunstein zur Klärung der Glasmasse. Sie bezog diese Stoffe, nachdem Schlesien von Böhmen getrennt, hauptsächlich aus Breslau. Den Ton der Häfen wurde aus Tillendorf bei Bunzlau beschafft, die feuerfesten Einstellsteine zu den Öfen aus Waltersdorf bei Lähn geholt. Später, etwa um die Wende des 18. Jahrhunderts, wurde die Pottasche oft durch Soda ersetzt. Metalloxyde zum Färben der Glasmasse kamen dazu. Während in der ersten Zeit auch noch die Pottasche aus dem Holz der heimischen Wälder gewonnen worden war, war nun der Quarz der einzige, allerdings sehr wesentliche, dem heimischen Boden entstammende Rohstoff, der übrigens bis 1816 unentgeltlich gebrochen werden durfte.

In der Josephinenhütte wurden die beim Brechen gewonnenen Quarzbrocken in einem vom Zacken betriebenen Pochwerk zu feinem Quarzmehl zerstampft. Da das Einatmen des Quarzstaubes sehr gesundheitsschädlich ist, so durfte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Arbeiter nicht länger als vierzehn Tage hintereinander im Pochwerk beschäftigt werden. Interessant ist, dass vorher das Ortsgericht für diese ungesunde Arbeit säumige Steuerzahler aus der Gemeinde stellte, die die Hälfte ihres Verdienstes ausgezahlt bekamen, während die andere Hälfte zur Abgeltung der Steuerschuld verrechnet wurde. Die Heizung des Schmelzofens in der Josephinenhütte geschah übrigens damals mit Holzgas, das dem Ofen durch einen Schürkanal zugeführt wurde, und dessen Erzeugung jährlich 4000 Klafter (12 000 bis 14 000 Raummeter) Holz erforderlich waren. Die Arbeitszeit betrug 11 bis 12 Stunden; die Schürer arbeiteten auch Sonntags, da die Öfen um Risse zu vermeiden, dauernd geheizt werden mussten. Die Glasmacher wurden nach Stück bezahlt. Ihr Verdienst schwankte zwischen 200 und 600 Taler jährlich. Davon trugen sie die Schmiedekosten für das

Handwerkszeug und hatten wöchentlich dem Abtragejungen 20 bis 25 Silbergroschen für seine Handreichungen zu zahlen. Die Schilderung des Betriebes der Josephinenhütte in neuerer Zeit fällt nicht mehr in den Rahmen dieser Betrachtung.



Frühzeitig bemühte man sich, das Rohglas zu veredeln. Die Glasschleiferei, die Glasschneiderei und die Glasmalerei dienen diesem Zweck. Sicher werden diese Künste bald nach der Gründung der ersten Glashütte in Schreiberhau heimisch geworden sein. Doch ist über die erste Zeit nichts Näheres bekannt. Aus dem Jahre 1626 stammt ein Glas des Riesengebirgsmuseums, das in bunter Bemalung einen Mann mit einem Glas eine Frau mit einer Rose darstellt und darüber die Inschrift trägt: „W. Preußler. M. Hansen 1626. Mein Gott, hilff mir, daß ich ein mahl kom zu dir“, während unten: „Hütten an der Weißbach“ zu lesen ist und die Mitte noch das Preußlersche

Wappen aufweist. Am Ende des 17. Jahrhunderts treten Glasveredler in Schreiberhau bereits in großer Zahl auf. So führen allein in den Jahren 1685 bis 1693, als noch die Hütte an der Weißbach stand, die Schreiberhauer Kirchenbücher außer zahlreichen Glasmalern und Glaschleifern nicht weniger als 24 Glasschneider auf, unter denen einzelnen der Beiname „der Kunst-



Wappen der Preußler

reiche“ zugeordnet wird. Eine besondere Förderung ließ Graf Christoph Leopold von Schaffgotsch der Glasveredelung zuteil werden. Es war damals die Zeit, da man an den fürstlichen Höfen stark unter dem Einfluss alchimistischer Studien stand und Männer an den Hof zog, von denen man erwartete, sie würden Gold und kunstvolle farbige Gläser herzustellen vermögen. Von dem Interesse, das Christoph Leopold von Schaffgotsch an der Glaskunst nahm, zeugt ein Brief, den er an die Herzogin Luise von Brieg schrieb: „Von der grünen Farbe lasse Montag Proben machen, wie ich vormalen in meiner Jugend Smaragden gemacht. Reüssiert mir in meinem Alter noch ein colpo, so übersende ich E.D. das Rezept.“ Sieben Jahre, nachdem dieser Brief geschrieben, im Jahre 1685, stellte er den wahrscheinlich in der Preußlerschen Hütte an der Weißbach ausgebildeten Glasschneider Friedrich Winter als Korporal und untertänigen

Glasschneider“ auf dem Kynast an. Von ihm ist u. a. ein Glaspokal erhalten, der den Grafen im siegreichen Kampfe gegen die Türken zeigt.

Während bisher die Waldbäche die kleinen Räder trieben, mit den Zähnen die Glasschleifer dem Glase kristallenes Aussehen gaben, oder gar noch Fußantrieb üblich war, wurde 1690 von Winter das erste größere durch Wasser betriebene Schleifwerk in Hermsdorf am Petersdorfer Mühlgraben erbaut. Es war damit zugleich eine Änderung der sozialen Lage der Glasveredler verbunden. Anfangs hatten diese ihre Waren selbständig auf Messen und Jahrmärkten vertrieben. Später erhielten sie das Rohglas und den Lohn vom Glashändler, das Handwerk wurde damit zur Hausindustrie. Mit dem Auskommen der größeren von Wasserkraft betriebenen Schleifwerke, die einen Wasserzins an die Herrschaft zahlten, wurden die Glasveredler in diese Werke gezogen, indem die Besitzer ihnen je eine Schleifstelle verpachteten. In noch spätere Zeit, in der Josephinenhütte, wurden Erzeugung und Veredlung des Glases unter einer Leitung vereinigt.

Ende des 17. Jahrhunderts waren in Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf und Schreiberhau bereits so viele Glasschneider und -schleifer tätig, dass sich die Klagen häuften, es übten zu viele, das Handwerk. Jeder entlaufene Lehrjunge pfusche, da es keine Innung gäbe, darein. Der Graf von Schaffgotsch verbot deshalb 1685 den Glasschneidern, „ohne expressen Konsens Lehrjungen anzunehmen, zur Vermeidung mehrerer Stimpelerei“.

In die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt die Blütezeit der Glasschneiderkunst. Der Haupterzeugungsort der geschnittenen Gläser war damals Warmbrunn, wo im Jahre 1742 mehr als 40 Glasschneider arbeiteten. Hier war auch der wichtigste Stapel- und Verkaufsort. Besonders die von weither das Warmbrunner Heilbad besuchenden Fremden nahmen manches kunstvolle Glas aus den Warmbrunner „Glasbude“ zur Erinnerung an das Riesengebirge mit in die Heimat. Wie geschätzt die Glasindustrie des Riesengebirges war, zeigt die Tatsache, dass

der Große Kurfürst, als er 1674 eine neue Glashütte bei Potsdam eingerichtet hatte, einige Jahre später den Grafen Schaffgotsch bat, ihm seinen Untertan, den „Glasemeister und Destillator“ Sebastian Berensdorf nebst Familie „abfolgen zu lassen“, da er ihn in seine Dienste nehmen wollte. Auch zwei Glasschneider aus Rabishau³⁾ und Giehren wurden an die Potsdamer Hütte gezogen, um ihr mit ihrer erprobten Kunst zu dienen.

Wie durch die wirtschaftlichen Maßnahmen Friedrichs des Großen die Karlstaler Hütte sehr zu leiden hatte, so bewirkten sie auch einen Rückgang der Glasschneidekunst im Hirschberger Tale. Einerseits nämlich verboten sie die Einfuhr des zum Schnitt sehr geeigneten böhmischen Rohglases, wodurch die Glasschneider ganz auf die Lieferung der damals nicht sehr leistungsfähigen und infolge der früher geschilderten Gründe teureren Preußlerschen Hütte angewiesen waren, andererseits hatte der König um seinen märkischen Hütten einen erweiterten Absatz zu verschaffen die Einfuhr der märkischen Hütten nach Schlesien freigegeben, die Ausfuhr des schlesischen Glases nach der Mark aber verboten. Erst 1792 wurde die Ausfuhr aus Schlesien gestattet, und nun begann sich auch die Lage in der schlesischen Glasveredlungskunst bald wieder zu bessern, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor allem unterstützt durch die Veredlungsbemühungen Franz Pohl, und auch durch Maßnahmen der Regierung, die, um die notleidenden Weber und Spinner des Gebirges in der Glasindustrie unterbringen zu können, diese zu heben bestrebt war.

Zur Vervollständigung der Geschichte der Glaserzeugung in unserer Heimat bedarf es noch der Erwähnung einiger anderen alten Glashütten.

Da ist zunächst – wenn wir von den vielen böhmischen Hütten absehen – eine Hütte im östlichen Teile des Riesengebirges, die jetzt längst vergessene Kindelsdorfer Hütte unweit des

³⁾ Der Glasschneider aus Rabishau ist Martin Winter, ein Bruder des Glasschneiders und Korporals auf dem Kynast Friedrich Winter.

Kloster Grüssau. Nach alten Urkunden muss sie mindestens schon seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestanden haben. Von dem Glasmeister der Hütte und dem Grüssauer Abt wurde das Dorf Kindelsdorf gemeinsam besiedelt. Die eine Hälfte was „des Gnädigen Herrn Seite“, die andere „des Meisters Seite“! Dieser zahlte dem Abt einen Hüttenzins und lieferte ihm „Tringk Gleser zu Notdurft des Hauses“, hatte aber so viele besondere Vorrechte, dass er wie ein „Edler Herr“ auf seinem Hüttengut saß. Er durfte selbst Bier brauen und es in dem ihm gehörenden Dorfkretscham ausschenken. Er übte die niedere Dorfgerichtsbarkeit, durfte backen und schlachten und war von allen Diensten befreit. Später wurde ihm der Bau einer Brett- und Mahlmühle genehmigt, und alle Dorfbewohner waren gezwungen, in ihr mahlen zu lassen. 1616 kam die Hütte in den Besitz des berühmten Glasmachergeschlechts der Schürer von Waldheim; aber in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges ist sie bald darauf eingegangen. Außer gemeinem grünen und weißen Glase hatte sie auch Prunkgläser für fürstliche Tafeln hergestellt, wie eine Bestellung des Breslauer Fürstbischofs zeigt.

Im Isergebirge haben früher mehrere Hütten Glas erzeugt. 1651 wurde von einem aus Böhmen seines Glauben wegen vertriebenen protestantischen Glasmacher auf zum Kurfürstentum Sachsen gehörigem Gebiet die Schwarzbacher Hütte am Dreßlerberge erbaut. 1683 werden unter ihren Erzeugnissen außer Wein- und Biergläsern auch Spiegelscheiben aufgeführt. Eingegangen ist sie wahrscheinlich Anfang des 18. Jahrhunderts. Der jetzige Badeort Schwarzbach soll aus den Absiedlungen um die Hütte hervorgegangen sein.

Auch in Antoniwald und Flinsberg, wo noch heute der Familienname Glaeser häufig ist, haben Glashütten gestanden.

Eine besondere Art der Glasverarbeitung wird aus Meffersdorf im Isergebirge berichtet. Dort stellte man rote Glasperlen her, die ein „unbeschreibliches“ Geld einbrachten, da der schwunghafte Perlenhandel bis nach Afrika gegangen sein soll.

Leske erzählt in seiner „Reise durch Sachsen“ (1782) von den Meffersdorfer Granaten, die nichts als auf der Leipziger Messe erstandenes rotes Glas seien, das früher mit der Hand, bei seinem Besuch aber teilweise bereits in Grantschleifmühlen geschliffen wurde. Eine Person könne auf einer durch Wasserkraft betriebenen Mühle in drei Wochen einen Zentner Granaten schleifen, wozu früher drei Handschleifer ein Jahr und drei Monate brauchten. Dass man damals schon gegenüber den vielen Vorzügen der Maschinenarbeit auch deren sozialen Schaden zu begreifen begann, zeigt die Bemerkung Leskes, dass die Schleifmühle „dem Vorteil einiger weniger Menschen den Ruin vieler hundert Familien aufopfert“.

Zu Leskes Zeit gab es in und um Meffersdorf nicht weniger als 820 Grantschleifer und 12 Händler.

Sehr alt ist sicher die Glaserzeugung in der Heide, wo reiche Holzvorräte und Lager von feinem Quarzsand zur Verfügung standen. Zahlreiche Flurnamen weisen in der Görlitzer Heide auf alte Glashütten hin, u. a. die Försterei Glaserberg und die Glashüttenlinie. Auch hier waren die ältesten Hütten sicher Wanderhütten. Die erste Hütte in der Heide mit festem Standort war die zu Wiesau im Kreise Sagan. Sie wurde nach dem Dreißigjährigen Kriege durch den damaligen Besitzer des Herzogtums Sagan, den Fürsten Eusebius von Lobkowitz, erbaut und stand im 17. und 18. Jahrhundert mit den Preußlerschen Hütten an der Spitze der schlesischen Glaserzeugung. In seinen Denkwürdigkeiten erzählt z.B. Hans von Schweinichen, dass er ein Glas, „gemalt mit seinen acht Wappen“, in Sagan erworben habe. Auch Kronleuchter sollen in der Hütte gefertigt worden sein. 1706 wurde in Rauscha eine neue, noch heute bestehende Glashütte gegründet in der von April bis Martini gearbeitet wurde, und zwar von den Arbeitern der Wiesauer Hütte, die zu eben dieser Zeit der Erneuerung wegen stillstand. Von der Rauschaer Hütte ist eine Kuriosität erhalten, ein grünes Glas mit daraufgeschnittener Tabakspflanze, bei dessen Herstellung die Pottasche durch Tabaksasche ersetzt worden war. Das Stück

soll 1724 in den Besitz eines Sammlers, eines Breslauer Arztes gelangt sein, von dem übrigens gesagt wird, er habe Glas sogar aus Menschenknochenasche an Stelle der Pottasche herstellen lassen. Leske sagt 1782 von der Rauschaer Hütte, man bereite hier grünes Glas aus zwei Teilen Sand und einem Teil Pottasche, weißes Kreideglas aus einem Teil Kreide, zwei Teilen Pottasche und sechs Teilen Quarzkiesel, die dem nahen Lehmberg entnommen werden, während die Kreide aus Cottbus bezogen wird.

Die Geschichte der Glaserzeugung unserer Heimat wäre nicht vollständig, wenn nicht einer Hütte Erwähnung getan würde, die zwar wenig für die Wirtschaft, um so mehr aber für die Wissenschaft zu bedeuten hatte. Es handelt sich um die von Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, dem bedeutenden Philosophen, Mathematiker und Techniker in Kielingswalde, seinem Heimatorte, seiner Studien wegen eingerichtete Glashütte. Nachdem er das Görlitzer Gymnasium besucht, in Holland studiert und große Reisen durch Frankreich England und Italien unternommen, lebte er in der Heimat, mit hervorragenden Gelehrten seiner Zeit korrespondierend, seinen wissenschaftlichen Liebhabereien. Unterstützt von einem geschickten Dorfbewohner, ging er, nachdem er zunächst große Brennspiegel aus Kupfer hergestellt und mit ihnen interessante Schmelzversuche angestellt hatte, daran, in seiner Glashütte und in der damit verbundenen Schleifmühle Glaslinsen zu gießen und zu schleifen. Allerlei für die Wissenschaft wertvolle Instrumente entstanden im Verfolg dieser Arbeiten. Ein Zeitgenosse Tschirnhausens, Abraham Frenzel, erwähnt im sechsten Buch seiner nur handschriftlich in der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften vorliegenden *Historia naturalis Lusatia superior* die Kieslingswalder Glashütte, „worinnen Teleskope, Mikroskope, Brenngläser u. dgl. rares Geschirr zubereitet werden“. Nach dem Tode ihres Eigentümers, der auch eine wichtige Rolle in der Erfindung des Porzellans gespielt hat, ist diese in der Geschichte der Wissenschaft so

bedeutsame Glashütte im Jahre 1708 eingegangen. Einige ihrer Erzeugnisse finden sich noch heute im Mathematischen Salon in Dresden. An ihren Schöpfer erinnert ein Grabdenkmal in der Kirche zu Kieslingswalde, dessen lateinische Inschrift das denkwürdige Lebensbild dieses vielseitigen Mannes entrollt.

